

7. Sekundärliteratur

Die Vertreibung der Salzburger Protestanten und ihre Aufnahme bei den Glaubensgenossen. Ein kulturgeschichtliches Zeitbild aus dem achtzehnten ...

Arnold, Carl Franklin

Leipzig, 1900

Die Ansiedelung in Ostpreußen

Nutzungsbedingungen

Die Digitalisate des Francke-Portals sind urheberrechtlich geschützt. Sie dürfen für wissenschaftliche und private Zwecke heruntergeladen und ausgedruckt werden. Vorhandene Herkunftsbezeichnungen dürfen dabei nicht entfernt werden.

Eine kommerzielle oder institutionelle Nutzung oder Veröffentlichung dieser Inhalte ist ohne vorheriges schriftliches Einverständnis des Studienzentrums August Hermann Francke der Franckeschen Stiftungen nicht gestattet, das ggf. auf weitere Institutionen als Rechteinhaber verweist. Für die Veröffentlichung der Digitalisate können gemäß der Gebührenordnung der Franckeschen Stiftungen Entgelte erhoben werden.

Zur Erteilung einer Veröffentlichungsgenehmigung wenden Sie sich bitte an die Leiterin des Studienzentrums, Frau Dr. Britta Klosterberg, Franckeplatz 1, Haus 22-24, 06110 Halle (studienzentrum@francke-halle.de)

Terms of use

All digital documents of the Francke-Portal are protected by copyright. They may be downloaded and printed only for non-commercial educational, research and private purposes. Attached provenance marks may not be removed.

Commercial or institutional use or publication of these digital documents in printed or digital form is not allowed without obtaining prior written permission by the Study Center August Hermann Francke of the Francke Foundations which can refer to other institutions as right holders. If digital documents are published, the Study Center is entitled to charge a fee in accordance with the scale of charges of the Francke Foundations.

For reproduction requests and permissions, please contact the head of the Study Center, Frau Dr. Britta Klosterberg, Franckeplatz 1, Haus 22-24, 06110 Halle (studienzentrum@francke-halle.de)



Die Ansiedelung in Ostpreußen

Als die Emigrantenzüge von Berlin gen Osten aufbrachen, lag noch ein großes Stück Weges vor ihnen: die Entfernungen in der Luftlinie von Berlin nach Salzburg und nach Königsberg sind ziemlich gleich, und die Pregelstadt war noch nicht das Ziel der Wanderung. Es gewährt von jetzt ab ein geringeres Interesse, die Reiserouten der einzelnen Transporte genauer zu verfolgen; genug, wenn wir zunächst bemerken, daß nach den offiziellen Listen 10780 Personen in 19 Transporten zur See über Stettin, 5533 in elf Partien zu Lande nach Ostpreußen aufbrachen, von welchen 805 unterwegs starben. Daraus ergibt sich, als zur Ansiedelung übrig geblieben, die Zahl von 15508 Personen. Viele von denen, die Göbel in Süddeutschland angenommen, sind unterwegs zurückgeblieben, viele auch gestorben. Bis sich die Gebirgsbewohner an das rauhe Klima ihrer neuen Heimat gewöhnt hatten, war auch in den nächsten Jahren die Sterblichkeit groß.

Die Ansiedelung der Salzburger in dem Gebiet, das einst die Ritter des Deutschherrnordens der Kultur und der Germanisation erschlossen haben, ist in nationalökonomischer Hinsicht so außerordentlich interessant, daß begreiflicherweise

diese Seite der Begebenheit meistens in den Vordergrund gestellt wird. Auch entbehrt sie, neben dem in technischer Beziehung noch heute Lehrreichen, keineswegs allgemein menschlicher Züge und des sittlich-religiösen Elements. Aber wenn es richtig ist, daß die Salzburger, nicht um ihre ökonomische Lage zu verbessern, sondern ihres Glaubens wegen das alte Vaterland verlassen haben, so scheint es angemessen, zunächst zu fragen, was in der Beziehung an und mit ihnen geschehen ist, die ihnen die Hauptsache war.

Als der eigentliche Hauptgrund, weshalb die Emigration von ihnen begehrt wurde, wurde seitens der evangelischen Gebirgsbewohner im Erzstift die Verweigerung evangelischer Prädikanten angeführt. Dem entsprechend hat Friedrich Wilhelm I. unmittelbar nach der Ankunft des ersten Transports in seiner Hauptstadt und der erwähnten persönlichen Begegnung auf dem Wege zwischen Potsdam und Berlin bestimmt, daß „zur Besorgung des Seelenzustandes“ der Emigranten vier besondere Prediger, jeder mit 200 Thalern Gehalt, angestellt werden sollten. In jedem Ort, da sie sich niederließen, sollten ferner neue Kirchen auf gutem steinernen Fundament, aber sonst mit Fachwerk, gebaut werden, im Preise von 1000 bis höchstens 1500 Thalern. Von Halle waren mit diesem ersten Zuge mehrere Studenten der Theologie gekommen, ihn auf dem Wege nach Ostpreußen geistlich zu versorgen. Der Feldpropst Lampertus Gedicke erhielt den Auftrag, vier Ordinationsprediger zu ordinieren, einen der vier mitgekommenen Hallenser erklärte er für zu jung und wählte statt seiner den Kandidaten Hahn aus Gardelegen in der Altmark. Die übrigen drei waren geborene Ostpreußen. Als fünfter kam später Rudolf Tobler hinzu, der von Geburt ein Schweizer war, aber von Salzburger abstammte, die aus der erzbischöflichen Hauptstadt mit den Tefferdeckern vertrieben waren. Auf ihn setzte man besondere Hoffnungen, und sein Gehalt war 100 Thaler höher als das

der übrigen; aber gerade die hohen Erwartungen, mit denen man ihm entgegen kam, scheinen ihn aus dem inneren Gleichgewicht gebracht zu haben. Jedenfalls hat er es nicht verstanden, sich dauernd das Vertrauen seiner Landsleute zu erwerben, zeigte sich mehrfach unzuverlässig, sah sich wohl auch hie und da mißverstanden und falsch beurteilt und ließ sich durch den Ärger über seine Mißerfolge zu heftigen Invektiven fortreißen. Gewiß waren die Kolonisten oft beschränkt und eigensinnig; aber dies wurde dadurch nicht besser, daß er sie anfuhr: „Und was soll ich von euch Salzburgern auch viel sagen? Ihr seid recht tumme, grobe Leute, die weder Vernunft noch Raison zu gebrauchen wissen; daher ich eher einen Esel tanzen lernen, als einen Salzburger zur Raison bringen könnte.“ Auch soll er sich mitunter betrunken haben. Doch geht aus den gegen ihn erhobenen, oft nachweisbar ungerechten Vorwürfen nicht hervor, daß er einen durchaus unredlichen Charakter hatte, sondern nur, daß er, seiner überaus schwierigen Aufgabe nicht gewachsen, zuerst renommierte und zuletzt den Mut verlor. Kränklichkeit in dem ungewohnten Klima scheint zu seiner Reizbarkeit und seinem Stimmungswechsel beigetragen zu haben: er ist schon im April 1734 gestorben.

Die übrigen Emigrantenprediger sind es wert, daß man ihrer mit größter Hochachtung gedenke. Sind die Exulanten in zahllosen Reden und Festen als Glaubenshelden gefeiert, werden die Opfer der Mildthätigkeit, welche die deutschen Städte und Fürstenhöfe den Durchreisenden spendeten, mit Recht gerühmt: diese Männer haben, abgeschnitten von den Segnungen einer fortschreitenden Kultur, nicht ermuntert durch den Beifall der öffentlichen Meinung, unter Armut, Seuchen, Krieg und mancherlei Druck, im kleinsten Kreise treu gewirkt und sich aufgeopfert. Einer unter ihnen hat geäußert, er wolle die in Berlin von dem Feldpropst Gedicke ihnen gehaltene Ordinationsrede alle Tage durchlesen, und er hat sie sich in der That Jahrzehnte hindurch zum Leitstern dienen

lassen. Schon deshalb ist sie wert, daß wir einen Augenblick bei ihr verweilen. Sie ist über den Text aus dem neunten Kapitel des Matthäusevangeliums gehalten, da erzählt wird, wie Jesus, den der Anblick des Volkes als hirtlosen Schafe jammerte, das Wort ausspricht: „Die Ernte ist groß, aber wenig sind der Arbeiter“. In einer Weise, die heutige Kanzelredner an Eindringlichkeit schwerlich übertreffen können, wird gezeigt, wie das jüdische Volk damals der Liebe und des Mitleids mit seiner geistlichen Not sowohl bedürftig als fähig gewesen, wie sich das erbarmende Herz Jesu in der treuen Fürsorge für die Nahrung der Seelen gezeigt habe. Dann wird die Anwendung auf die Gegenwart, die schon in dem bisher Gesagten nahe gelegt war, ausdrücklich vollzogen. Sind nicht die Emigranten bisher auch wie Schafe ohne Hirten gewesen? Haben sie sich nicht auch als gnadenhungrige Seelen gezeigt, indem sie, um die Predigt des Evangeliums zu haben, das Ihre verließen, wie einst das Volk, das Jesu nachfolgte, ohne an die Pflege des Leibes zu denken? So mögen sie denn jetzt den Hirten folgen, die ihnen ihr König giebt, dessen Herz durch Christum zum Mitleiden mit ihnen geneigt worden ist. Diese ihre neuen Prediger haben sich nicht in ihr Amt eingedrängt; wider ihr Denken und Wollen sind sie von dem Herrn der Ernte dazu berufen. „Es ist auch nicht eine geringe Verläugnung, daß sie, ohne sich viel mit ihrem Fleisch und Blut darüber zu besprechen, sich willig dazu hingeben, euch zu dienen, euch auf eurer Reise und Pilgrimschaft zu begleiten, und mit euch alles Ungemach und Beschwerde über sich zu nehmen.“ Zuletzt wendet sich der Feldpropst an die Ordinanden. „Zeitlichen Vorteil und Gewinn könnt ihr euch freilich nicht bei eurem Amte versprechen. Ich weiß auch, daß ihr dessen nicht begehrt. Aber Gott wird mit euch sein, und der Herr der Ernte wird euch alle Gnade und Kraft schenken zur Führung eures Amtes und Christentums.“

Die Schwierigkeiten, denen die jungen Leute entgegen gingen, waren weit größer, als man damals vermuten konnte. Der eine, Simon Jakob Kusch, war der Sohn des verstorbenen Predigers zu Borcken bei Bartenstein. Er hatte vor vier Jahren in Halle, durch die dortigen Vorlesungen angezogen, sein theologisches Studium begonnen, und war dann von der Saalestadt mit den vertriebenen unangesessenen Salzburgern nach Berlin gezogen. Er war vielseitig gebildet, und man rühmte seine ansprechende Predigtweise sowie seine Begabung für persönliche Seelsorge. Er hat sich früh aufgerieben. Einer seiner Amtsgenossen bei den Emigranten gab ihm das Zeugnis: „Kusch ist wohl der treueste unter uns gewesen. Er hat alle seine Hemden ausgeheilt, daß er von achtzehn nur drei übrig behalten. Es war ihm unmöglich, Einen darben zu sehen, so lange es ihm möglich war zu helfen. Ja, er war willig, seine Gesundheit, Leib und Leben zu wagen.“ Ihm war die Aufgabe geworden, unter den zu Königsberg einquartierten Salzburgern den Winter hindurch mit möglichster Sorgfalt zu arbeiten. Da hatte er nicht blos täglich zwei Andachten zu halten, sondern sich der in unaufhörlichen Transporten immer wieder neu Ankommenden anzunehmen, und vor allem die Kranken zu besuchen. Und wie viele waren krank! Eine Zeit lang 340; die einen lagen auf dem Haberberg, die anderen auf dem Roggarten, wieder andere im Sackheim, im Pestgarten und in der Vorstadt. Er glaubte gewissenhalber verpflichtet zu sein, sie alle häufig, wo möglich jeden Tag, zu besuchen. Eine Wohnung war ihm nicht angewiesen, er mußte sehen, wie er unterkam. Bei der Königsberger Geistlichkeit fand er nicht die mindeste Unterstützung. Nimmt man nun hinzu, wie verdrießlich die Stimmung der Salzburger selbst während des ersten Winters wurde, so läßt sich ermessen, welche Last auf ihm lag. Infolge seines Gesuches wurde ihm eine Wohnung und die Anweisung an

die Königsberger Prediger, ihn zu unterstützen, gewährt, sein Gesuch um einen Wagen aber „in Gnaden abgeschlagen“. Da hat er sich ein Pferd gehalten, um bei den vielen Kranken rasch zur Stelle zu sein. Später wurde er bald da, bald dort in der Provinz herumgeschickt, „als eine Art Wanderprediger unter den Salzburgern“, und schließlich in Gumbinnen angestellt. Hier stand er in voller Thätigkeit, als ihn im April 1733 ein hitziges Fieber ergriff. In wankender Heilsgewißheit hat er sich von einem Salzburger Knaben, Matthias Steer, durch Hinweis auf den Spruch „Also hat Gott die Welt geliebet“ trösten lassen, und ist, diesen Knaben segnend, gestorben. An seine Stelle trat im Oktober wieder ein Hallenser, Namens Geißler.

Der Emigrantenprediger Haack, aus Crottingen bei Memel, wurde in den Hallenser Anstalten besonders wegen seiner Kenntnis des Litthauischen geschätzt: Francke erbat ihn zurück, damit er dort in dieser Sprache unterrichte; es wurde ihm aber abgeschlagen. Haack wurde in Gumbinnen als Diaconus angestellt, und die preußische Kammer beantragte, da er nun ein fixum beziehe, sollten die erwähnten 200 Thaler dazu verwandt werden, das Einkommen eines Rentmeisters aufzubessern. Der König aber setzte die Marginalresolution darunter: „Ist artig; wollen Prediger abschaffen und den Leuten das Geld geben, die es in Wein vertrinken. Friedrich Wilhelm.“ Später erhielt Gronau aus Halle die Gumbinner Stelle, und Haack kam nach Piskallen. Dieser stete Wechsel des Arbeitsfeldes der Emigrantenprediger, der in den ersten Jahren leider überhaupt Regel war, konnte für ihre Wirksamkeit nur von dem ungünstigsten Einfluß sein.

Wohl am meisten Liebe und Vertrauen hat der Emigrantenprediger Johann Friedrich Breuer bei den Salzburgern gefunden, jedenfalls sind wir über die Erfolge seiner Wirksamkeit am genauesten unterrichtet. Als seine besondere Gabe wird gerühmt, seinen Zuhörern mit Nachdruck zuzureden, und

das göttliche Wort ihnen anzudringen. Am 12. Mai 1732 machte er sich mit dem ersten Trupp der Salzburger, die nach Ostpreußen kamen, von Berlin aus auf den Weg. Wir erinnern uns, daß dieser Haufe meist arme Leute waren. Sobald sie aus der Stadt kamen, fragten schon die Emigranten, ob sie ganz gewiß zur See nach Preußen müßten. Er suchte ihnen nach Kräften ihre Furcht vor dem Meere, das er selber auch noch nie gesehen, zu benehmen, sodaß einige sagten: „Weil der Herr Pfarrer sich nicht fürchtet, so wollen wir uns auch nicht fürchten.“ Unter einem grünen Baume bei Ladeburg vor Biesenthal hielt Breuer abends eine Ansprache über das Gottvertrauen. Gleich darauf kamen zwei Salzburger zu ihm und sagten: „Jetzt fürchten wir uns weder vor Wasser noch Feuer, wenn wir auch dabei sterben sollten, als nur vor Gott.“ Als Breuer die übrigen fragte, ob sie ebenso freudig wären, bejahten es viele, andere seufzten. Mit diesen redete er dann liebevoll und zuversichtlich, bis alle gutes Muts wurden. Nach einiger Zeit sah er, wie ein Wagen still hielt; rings herum standen viele Salzburger singend und betend bei einer 64jährigen Frau, die im Verscheiden lag. Der junge Prediger hatte noch nie jemand sterben sehen. Er stieg auf den Wagen und sie entschlief, nachdem sie mehrere Male den Namen „Jesus“ gesagt, in seinen Armen. In Biesenthal angekommen, ließen es die Emigranten nicht zu, daß die Bewohner, wie sie es gerne wollten, den Sarg trugen: „sie ist unsere Schwester!“ Breuer legte in der Kirche das Schriftwort aus: „Wir haben hier keine bleibende Stadt.“ Lauter Sterbelieder singend zog der Trupp weiter. In Angermünde angekommen, wurden sie durch die Freundlichkeit der Einwohner erquickt, sodaß sie wieder fröhlich wurden und am folgenden Tag soviel sangen, wie nie zuvor. Breuer aber ging von Wagen zu Wagen, die Kranken tröstend. Eine halbe Meile vor Stettin kam ihnen ein Schulmeister mit Bibeln, Gesangbüchern und Traktaten entgegen; die Salz-

burger waren darüber so froh, daß sie den verteilenden Kindern die Hände küßten. Vor dem Stadthor standen sämtliche Prediger und die Schulen. Es war sehr heiß; zwei Pastoren hielten ausführliche Reden an die Salzburger, von denen mehrere in Ohnmacht fielen. Sonnabend den 17. Mai wurde das Schiff besichtigt. Die Emigranten fürchteten sehr, Breuer werde nicht mit ihrem, sondern mit einem späteren Zuge überfahren und antworteten auf die Frage, ob sie mit ihren Schiffs-Quartieren zufrieden seien: „Ja wohl, wohl, es ist schon gut, wenn der Herr Pfarrer nur mit uns gehet.“ Er versicherte ihnen: „Wenn ihr nur den Herrn Jesus mit auf der See habt, wird's euch gewiß an nichts fehlen.“ Am Dienstag d. 20. Mai stieß das Schiff mit Breuer und 255 Salzburgern vom Lande. Sobald es sich in Bewegung setzte, sangen die Eulanten an zu singen: „Von Gott will ich nicht lassen.“ Die zuschauenden Stadtbewohner wurden sehr zum Mitleid bewegt. Fast die ganze erste Nacht saßen die Leute oben auf dem Verdeck und sahen das Wasser an; das Schiff mußte, weil der Wind entgegen war, lavieren. Erst am Donnerstag war man, bei besserem Winde, glücklich ins große Haff eingelaufen. Es war Himmelfahrtstag, Breuer predigte. Der Gesang so vieler Andächtigen auf dem Wasser hallte weithin über die Flut „und gerade gen Himmel.“ Nachmittags starb ein Kind, Breuer setzte mit dem Vater nach Perremünde über und ließ es begraben; vom Schiffe her klangen die Sterbelieder dem Boote nach. Der Vater erklärte, er könne nicht traurig sein, heute sei sein Kind mit dem Herrn Jesu gen Himmel gefahren. In der Nacht schliefen die Passagiere wenig, sangen und beteten aber immerfort. Den folgenden Tag war Sturm im Haff; die Schiffer hatten viel zu thun und konnten nicht so viele Leute auf dem Verdeck gebrauchen, Breuer mußte unten die Andacht halten; er saß auf einer Leiter, sie hörten von ihren Lagern aus zu. Am Sonnabend, als sie eben bei Wolgast

waren, „welches eine schwedische Stadt ist“, starb ein Salzburger von 24 Jahren. Breuer hielt bei den Geistlichen um freies Begräbnis an. Es wurde abgeschlagen; er mußte mit dem Boot auf die andere Seite hinüberfahren, wo preußischer Grund und Boden war; da haben sie ihn beerdigt. Am Sonntag den 25. Mai konnten sie endlich in See stechen. Ein starker Wind wehte, Eltern kamen und baten dringend um Arznei gegen die Seekrankheit der Kinder; der Wind wurde zum Sturm, auch die Schiffer waren jetzt meist krank, Breuer hielt sich fast am längsten; als er zuletzt auch in seine Kajüte ging, folgten ihm bald viele weinende Salzburger nach. „Ja, der Herr Pfarrer wird sterben, wer wird uns dann die Bettstunde halten?“ Auf die Versicherung mit den Worten des 118. Psalms: „Ich werde nicht sterben, sondern leben und euch Gottes Wort verkündigen“, meinten sie doch, „Der Herr Pfarrer sieht aber sehr schlimm aus, der Herr Pfarrer wird sterben.“ Da seufzte der junge Prediger, wie er selbst erzählt, zu dem lieben Gott, er solle ihn doch stärken, konnte sich nach kurzer Zeit überall im Schiffe zeigen und erregte dadurch solche Freude, daß aller Mut belebt wurde. Bald waren sie körperlich wieder munter, die See begann sich zu beruhigen; doch war es ihnen schrecklich, daß sie nirgends auch nur ein Stückchen Land erblicken konnten. Da haben sie sich durch Singen und Beten getröstet, sie nahmen ihre Bibeln vor; die nicht lesen konnten, studierten das ABC, Alte lernten es von den Kindern. Endlich kamen sie am Dienstag d. 27. Mai in Pillau an. Die ganze Nacht dankten die Salzburger Gott mit Singen und Beten. Sie zogen dann in Königsberg ein, die meisten von diesem Transport kamen bald in das Binnenland zu dem Gestütamt. Gerade von ihrer Aufführung erfahren wir später Gutes. Breuer ging zunächst nach Gumbinnen und gewann hier das volle Vertrauen der Angesiedelten. Sie zeigten ihm noch später, wenn er sie besuchte, gern, wie sie

sich angebaut und ihre Häuser eingerichtet hatten. Sie fuhren fort, ihre Bücher als ihren größten Schatz zu betrachten. Cyriacus Schiel, der in einem Dorf nahe bei Gumbinnen wohnte, führte ihn in seinem Bestiztum überall herum und zeigte ihm dabei eine große, schöne Bibel: das sei sein bester Schatz auf Erden, sie sei ihm lieber, als wenn er viele Kaisergulden geschenkt erhielte. Dieser Mann hatte bald Gelegenheit, zu beweisen, daß er die heilige Schrift nicht bloß hochhielt, sondern auch Geduld und Gelassenheit aus ihr lernte. Den Salzburgern, welche von der Soldateska begreiflicherweise eine üble Meinung hegten, war der Gedanke, sie oder ihre Kinder müßten vielleicht Soldaten werden, besonders schrecklich. Meist konnten die Prediger sie trösten: sie seien zu klein dazu. Schiels Sohn aber wurde wegen seiner Größe und Geschicklichkeit von den finkesteinischen Soldaten weggenommen und mußte mit seinem Weibe nach Potsdam abgehen. Als Breuer den Vater fragte, ob ihm das schwer werde, meinte er, es wäre ihm zwar lieb, wenn er ihn wiederhaben könnte; aber der liebe Gott müsse es doch wohl so haben wollen, es könne ja nichts geschehen ohne dessen Willen. —

Von Gumbinnen kam Breuer nicht lange darauf nach Budweiten. Da ist bald Christian Steiner mit einem Freund sieben Meilen weit hinter ihm hergewandert, ihn zu bitten, er möge doch einmal kommen und ihnen wieder eine Betstunde halten. Breuer behielt die Leute zunächst drei Tage bei sich und suchte sie geistlich zu erwecken. Ehe sie fortgingen, zog Steiner ein Skapulier und einen Rosenkranz aus der Tasche und lieferte diese Sachen aus. Sie seien nur zum Verbrennen nütze. Er glaube jetzt nicht mehr, daß sie gegen Hagel, Gewitter, Hegen und schnellen Tod schützten, noch daß es gegen Husten helfe, wenn man von dem Blechbild der Maria, das unten am Rosenkranz hänge, etwas abfrage und mit Wasser einnehme. Er ließ sich auch klar machen,

daß die roten Fäden am Skapulier nicht wohl aus dem Rock der Maria stammen könnten, den sie selbst gewebt haben sollte. Die um Budweiten angesiedelten Salzburger kamen sehr eifrig zur Kirche, oft drei, vier Meilen weit her. Das Wetter war im Herbst 1732 recht rauh: da wurden die Kinder und Alten auf Wagen gesetzt, die Eltern aber gingen zu Fuß und zogen, wenn das Wasser groß war, oft Schuhe und Strümpfe aus. Am Katechismusexamen vor dem Altar beteiligten sie sich eifrig. Vor ihnen hatten die Eitthauer in der Kirche Gottesdienst; es ist charakteristisch, daß derer viele bei der deutschen Predigt dablieben und auf Befragen erklärten, sie verständen zwar kein Wort, aber es sei ihnen so erbaulich, die Salzburger vor Andacht weinen zu sehen. Übrigens gehörte es zu den Schwierigkeiten, mit denen Breuer damals zu kämpfen hatte, daß der deutsche Prediger Schustehrus ihm Kirche und Schulhaus streitig machte. Das Weihnachtsfest wollten die Emigranten jetzt in der Freiheit so weiter feiern, wie sie es verstoßener Weise in der alten Heimat gethan. Breuer berichtet über die erste Weihnacht (1732) in Budweiten: „Den 24. Dezember in der Nacht sind mehr als vierzig Salzburger bei mir gewesen, haben die ganze Nacht gesungen, gebetet und erbauliche Lieder und Bücher gelesen. Ich blieb mit ihnen auf und habe sie erweckt zum Lobe Gottes für alle die Wohlthaten, die Gott ihnen erzeiget hat. Da fing einer nach dem anderen an, zu erzählen, was er auf der Reise von Gott empfangen, und wie sie so gut aufgenommen wären. . . An die Nacht werde ich Zeit meines Lebens gedenken. Gegen den Morgen des 25. gab ich jedem ein gut Stück Brot mit Honig und ein gedrucktes Sprüchlein. . . Da sagten sie zu mir: Nun Herr Pfarrer, wir wollen alle Weihnachten zu Ihnen kommen, singen und beten. Gott vergelte es tausendmal. Hierauf gingen sie mit großer Freude nach Hause.“

Aber der junge Prediger wurde bald diesem Wirkungsbereich entrückt, ohne daß genügender Ersatz kam. An allen Ecken und Enden zeigte sich die Wahrheit des Wortes der Ordinationsrede Gedickes von der großen Ernte und den wenigen Arbeitern. Wenn statt der drei damals ordinierten Kandidaten ihrer dreißig gekommen wären, so hätten sie vollauf zu thun gehabt. Im Herbst 1733 hatte Breuer 28 Ämter zu bereisen, um zu ermitteln, wo Schulen für die Salzburger Jugend mit Nutzen angelegt werden könnten. Auch sollte er taugliche Schulmeister aus den Emigrierten nennen. Das Deputationskollegium hatte ihm empfohlen, dabei vor anderen auf die beiden Gebrüder Hoyer zu reflektieren, „angesehen dieselben nicht nur des Lesens und Schreibens erfahren sind, sondern sich auch, soviel uns wissend, jederzeit gut geführt haben.“ Gedenkt man der fast großartig zu nennenden Stellung, die wir Hans Hoier als Volksführer in seiner alten Heimat Salsfelden einnehmen sahen, so muß es mit Achtung vor seinem echten Idealisieren, daß er sich in die neue Aufgabe so gut hineingefunden hat. Breuer wählte überhaupt die tüchtigsten Leute, die es nur gab, zu Lehrern: so z. B. Wolf Langbrandner aus Gastein, einer von den 21 Bauerngesandten; Hans Steer aus Werfen, von dem eine Beschreibung seiner Emigrationsreise erhalten ist; Valentin Steiner, in Zillerbergs Schriften bekämpft; Philipp Meyerhöfer aus St. Veit, einer der ersten, der sich unter Firmian im Erzstift zur Augsburgischen Konfession bekannt hat. Dazu kam Martin Hochleitner aus Goldegg, ebenfalls einer der intelligentesten Führer der Emigration. Er wirkte unter dem Prediger Hahn in Gumbinnen. Schwer genug haben diese Männer es gehabt, sie mußten zunächst sich mühsam nebenbei ihr Brot verdienen, der eine als Buchbinder, andere als Landleute. Erst später bekamen sie etwas Gehalt. Dafür konnten sie sich mit dem Bewußtsein trösten, Träger einer großen neuen

Idee zu sein. Am 5. April 1734 wurde die „Erneuerte und erweiterte Verordnung über das Kirchen- und Schulwesen in Preußen“ erlassen. Sie verlangt, daß alle Kinder im Lande Unterricht erhalten, und zwar vom fünften und sechsten Jahre an. Das Hauptverdienst um diese Sache hat sich Franz Albrecht Schulz, Professor in Königsberg, erworben. Pietist und Wolfianer zugleich, ist er heute am bekanntesten als Gömmer des jungen Immanuel Kant. Von der Schulkommission sind dann 1735 für Litthauen 280 neu zu erbauende Schulen angesetzt. Bis sie errichtet wurden, hatten die sechzehn ersten Salzburger Schulmeister besonders harte und mühselige Arbeit zu leisten. Zum Glück nahm sich der oben oft genannte Geheimrat v. Herold gerade ihrer Sache mit Eifer an.

Nach Toblers Tode bekam Breuer dessen Stelle in Tilsit. Er hatte davon wenig Freude, obgleich Tilsit als der angenehmste Aufenthaltsort galt. Husaren rückten ein mit einem Studioso, der die Salzburger aus der Garnisonkirche verdrängte.

Er blieb auch nur kurze Zeit da. 1736 finden wir ihn in Stallupöhnen, dort hat er an der äußersten Grenze deutschen Volkslebens Jahrzehnte gewirkt. In seine Arbeit läßt das noch erhaltene Kirchenbuch einen Blick thun. Es reicht bis 1765 und bietet keine Taufeintragungen, wohl aber Kopulationsverzeichnis, Sterberegister und Kommunikantenliste. Aus der letzteren geht deutlich hervor, daß die dortigen Salzburger Kolonisten die ganze Zeit hindurch überaus fleißige Abendmahlsgäste geblieben sind. Der Kirchenbesuch an den Sonntagen, da kein Abendmahl gefeiert wurde, wird ebenfalls gut gewesen sein. Es gab freilich unter den Gemeindegliedern auch Ausnahmen. Am 20. August 1762 finden wir eingetragen, daß in dem Dorfe Laviskehmen Johann Hager im sechzigsten Lebensjahr gestorben sei und dazu bemerkt: „er war ein offener Ver-

ächter Gottes, seines Wortes und der heyligen Sacramente, ein großer Zauberer, den die bösen Menschen auch in seiner Krankheit um Rat gefragt. Man hat ihn besuchet, aber nichts mit ihm vornehmen können. O Jesu, bekehre annoch lebende, freche und sichere Salzburger!" Der treue, aber gesetzlich gerichtete und durch manche schwere Erfahrungen ernst, fast düster gestimmte Seelsorger glaubte in einem bald darauf erfolgten Unglück ein Strafgericht erblicken zu müssen. Dreiviertel Jahr später nämlich (6. Mai 1763) fand in dem Kolonistendorf Wilpiffen eine große Feuersbrunst statt; eine Frau sah man mit brennenden Haaren und Kleidern aus einem Fenster springen, manche kamen in den Flammen um. „Diese alle sind Dominica Rogate unter einer erstaunenden Versammlung der Salzburger und anderer Leute begraben. . . Ach du gerechter Gott! was lässest du mich vor erschreckliche Gerichte an den armen Salzburgern erleben! Das macht der Ungehorsam gegen dein Evangelium! Ach laß doch diesen Zornespiegel dazu dienen, aufzuwachen und aufzustehen vom Schlaf der Sicherheit. Amen.“ [vgl. II. Theß. 1, V. 8.] Ähnliche Gedanken hat der Prediger öfter bei schnellen Todesfällen, namentlich wenn der betreffende dem Trunk ergeben gewesen war, niedergeschrieben, wie er auch einige Familienzwiste innerhalb seiner Pfarrgemeinde dem Kirchenbuche anvertraute. Er wußte seinen Gegnern aber auch öffentlich scharf die Meinung zu sagen, und wenn es sich selbst um den Bürgermeister handelte; freilich, wie es scheint, wohl nicht immer an der richtigen Stelle. Jedenfalls meinte er es ehrlich und hatte gewiß Recht, wenn er sich mit dem Worte tröstete: „Veritas parit odium“. Namentlich über die Garnison hatte er viel zu klagen. Durch die Husaren wurde manchem Salzburger Mädchen der Kopf verdreht. Doch gab es auch unter den Soldaten fromme Leute. Bei mancher Eintragung von Beerdigungen konnte er ein Requiescat in pace! hinzu-

schreiben, was er sichtlich nie ohne Grund vollzieht. Einem protestantischen Ungar, der dort diente, war durch sein Pferd die Brust zerquetscht. Wie herzlich dankbar war dieser, als Breuer ihn besuchte und mit ihm betete! Als der Kommandeur starb, und sechzig Husaren ihm zu Ehren an der Kirche dreimal feuerten, konnte der Prediger „von der wahren Gottesfurcht des Soldaten“ reden, ohne in Widerspruch mit dem Leben des Verstorbenen zu treten; und wenn es bei einem alten abgedankten Husaren einmal heißt: „hat ein Ende mit Schrecken genommen“, so lesen wir doch auch unter dem Jahre 1757 hinter der Nachricht von dem seligen Ende eines Korporals: „Halleluja sei dem Herrn dafür gebracht!“ Das war freilich kein preussischer, sondern ein russischer Soldat; denn nachdem im Januar 1757 die Kaiserin Elisabeth dem österreichisch-französischen Bündnis gegen Friedrich d. Großen beigetreten war, begann nach unserem Kirchenbuch bereits im April der Einmarsch der russischen Truppen. In Stallupöhnen, wie in Gumbinnen und Tilsit, wurde der Unterthaneneid erpreßt; aber den Lockungen Apraxins zur Auswanderung nach Rußland hat aus Breuers Gemeinde sicher niemand Folge geleistet, da sich sonst im Kirchenbuch ohne Zweifel eine Bemerkung darüber fände. Die dazu verleiteten anderen ostpreussischen Familien sind auf den Schiffen, die sie hinbringen sollten, größtenteils an Seuchen und Mangel umgekommen. Die Verheerungen großer ostpreussischer Landstrecken durch Apraxin nach der Schlacht bei Großjägerndorf hat auch Breuers Wirkungskreis mehr nur indirekt betroffen. Aber wir hören von Soldaten, die in der Schlacht bei Zorndorf verwundet waren, aus dem Kirchenbuch. Wie sich Breuer mit dem Gebot, eine Dankespredigt für den russischen Sieg bei Kunersdorf zu halten, abgefunden hat, wissen wir nicht. Vielleicht ähnlich wie jener Amtsbruder in Königsberg, der dem Befehl zwar nachkam, aber den Text wählte: „freue dich nicht,

meine Feindin, daß ich darniederliege. Ich werde wieder aufkommen." Mit Mühe wurde der kühne Mann vor der Deportation nach Sibirien gerettet. Unter den Salzburgern, die in jener kritischen Zeit treu zum Hause Hohenzollern standen, ragt der mutige und umsichtige Handwerksmann Capeller hervor. Er führte unter großen Gefahren dem damals um Geld verlegenen König sehr bedeutende Einkünfte zu, die der Präsident der litthauischen Kammer vor den Russen verheimlicht hatte. Dieser Capeller war 1732 als elternloser Knabe eingewandert.

Breuer hatte sich nur bis zum Jahre 1755 eines tiefen Familienglückes an der Seite seiner Gattin Johanna, geb. Volkmann zu erfreuen, dem es freilich durch den Verlust mehrerer Kinder auch nicht an Trübsal mangelte. Was er bei diesen Verlusten und bei der Hochzeit seiner ältesten Tochter 1764 in das Kirchenbuch einträgt, beweist, daß er auch im Kreise der Seinen am geduldigen, hoffnungsfreudigen Gottvertrauen festgehalten hat. Mit seinem Vorgesetzten in Gumbinnen, Erhard Wolff, verband ihn alte Jugendfreundschaft, der geschickte Stadtchirurgus war ihm sehr zugethan und ein treues Gemeindeglied; besonders erfreulich ist das herzliche, ja innige Verhältnis, in dem er mit seinem nächsten Amtsbruder und dessen familie stand. Von hervorragendem Interesse aber ist das Stallupöhner Kirchenbuch dadurch, daß dieser strenge, gewissenhafte Mann den meisten Salzburgern in Bezug auf ihr religiös-sittliches Verhalten ein gutes Zeugnis ausstellen kann. Da lesen wir z. B. in der Sterbeliste: Gertrud Kalcher, des Joseph Kalcher Frau, eine fromme Seele. Requiescat in pace! (Joseph Kalcher war der Verfasser des Glaubensbekenntnisses, mit dem sich einst im Salzburgerischen die Bauern für evangelisch erklärten.) — Colmar Reiner, ein Leinweber, sanft und selig verschieden. — Johann Melchior Schweiger. Text der Leichenrede: „Ich bin beides, dein Pilgrim und dein Bürger, wie alle meine Väter.“

— Johann Reisberger an der Hektik, ein frommer Salzburger. — Eva Schweighofferin. Requiescat in pace, war eine fromme Seele. — Simon Deckel im 84. Jahr, ein alter frommer Salzburger R. i. p. Probus emigravit. — Andreas Geschwandner, ein Salzburger, Kirchenvorsteher, im Herrn Jesu als ein wirklich durch die Gnade Gottes begnadigter Sünder sanft und selig eingeschlafen. Requiescat verus Israelita, in dem kein Falsch gewesen, in pace. — Barbara Bacherin, eine fromme Emigrantin, 82 Jahre alt. Requiescat in pace. — Michael Winkler, ein alter christlicher Salzburger im 86. Jahr. Requiescat in pace. — Frau Margareta Seidelin, eine liebe, fromme Ehegattin des Salzburger Schulmeisters Rupert Seidel. Psalm 73, 25, 26. Sie war eine wahre Israelitin. Requiescat in pace. — Schuhmachermeister Johann Riedl, ein stiller und frommer Salzburger u. s. w. u. s. w. — Ähnliches findet sich bei manchen Kopulationen vermerkt. Vorne, gleichsam als Einleitung zu seinem Kirchenbuch, hat Breuer eingetragen, wieviel Paare Salzburger er in Berlin, Stettin, Königsberg und Gumbinnen auf Befehl der hohen Herrschaft ohne Proclamation kopuliert habe: in den Häusern der Herren Geh. Oberfinanzräte v. Herold und Manitus, sowie des Oberauditeurs Milius. „Wobey die Salzburger seynd von der Herrschaft herrlich tractiret und auch samt mir reichlich regaliret worden. Gott segne sie dafür.“ In der ersten Zeit werden die Personen immer mit der alten Heimatsbezeichnung aufgeführt, z. B. „Simon Marhold aus dem Radstädter Gericht mit Barbara Kendlin aus Werfen.“

Wie es bei der Ansiedlung selbst zugegangen, weiß man eigentlich erst seit den letzten Jahrzehnten, besonders durch die bahnbrechenden Arbeiten Beheim-Schwarzbachs. Eine davon trägt als Motto das Wort Friedrichs des Großen: „Das preußische Litthauen ist in Europa wenig bekannt, obwohl es verdient, es mehr zu sein; es ist eine Schöpfung

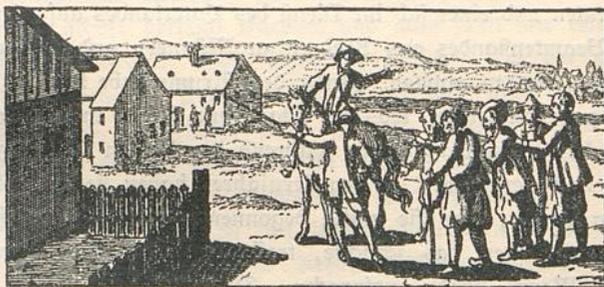
meines Vaters . . . ich finde in diesem Unternehmen meines Vaters, diese Wüste bewohnbar und glücklich zu machen, wahrhaft Heroisches.“ Dies Wort bezieht sich nicht auf die Salzburger Kolonien allein; gerade der genannte Geschichtsschreiber hat gezeigt, daß Litthauen keine Wüste mehr war, als unsere Emigranten kamen. Aber der Hauptgedanke in jenem Satz paßt auch auf sie: nicht als Idyll hat sich ihre Prussifizierung vollzogen, sondern als Eroberung, und was erobert wurde, war nicht blos Grund und Boden, sondern vor allem Menschen, die in mühevoller Arbeit eines pflichttreuen



Regenten und eines sich im Dienst des Vaterlandes aufopferten Beamtenstandes aus Kindern zu Männern und Bürgern erzogen werden mußten. Unter dem Krummstabe konnten sie wenig davon lernen, was der Staat sein, leisten und fordern soll; das Wenige haben sie während der langen Wanderzeit auch noch vergessen. In den Lernjahren haben sie bisweilen heftig bereut, was sie mutig begonnen; doch bewährte sich auch an ihnen das schlichte, treffende Wort, das einmal Ernst Moritz Arndt aussprach: „Der preussische Staat ist wie ein wollenes Hemd, — es kraßt, aber es ist gesund.“ Daß Preußen damals so erfolgreich wie kein anderes Land

kolonisieren konnte, lag aber ferner darin, daß dieser Staat in fast einem Drittel seines Gebietes Grundherr war, und zwar mit weitgehenden Befugnissen. Wohl wurden die Bauern auch auf den nicht-fölmischen Gütern im allgemeinen als Inhaber des Erbrechts anerkannt; aber die königliche Grundherrschaft konnte schlechte Landwirte entsetzen und bessere an ihre Stelle bringen, auch die Zahl der Hufen Landes nach Zweckmäßigkeitsgründen vermehren und vermindern.

Wären die Emigranten zehn Jahre früher aus dem Erzstift vertrieben, so hätten sie es in Ostpreußen leichter gehabt: jetzt mußten sie nehmen, was übrig geblieben war; sie konnten nicht, wie sie so sehnlich wünschten, zusammenbleiben, und große Salzburger Koloniedörfer haben sich nicht bilden können. Dies entsprach keineswegs den Wünschen der preußischen Regierung. Gerade der Minister v. Görne, dem diese Kolonisation unterstand, hatte von jeher das „Dorffsystem“ gegenüber dem von Graf Waldburg bevorzugten „Hoffsystem“ befürwortet. Der König selbst hatte sich 1721 dahin geäußert: „Wo ganze Dörfer in Litthauen bestehen, in selbigen sollen nicht die Nationen unter einander confundiret, sondern in einem Dorfe nur eine Nation an-



Da sie nun Erdlich sind nach Lanaangelomen,
So haben sie daselbst possession genommen.
15.

gesetzt werden.“ Jetzt kam es ganz anders. Die Salzburger wohnten nicht nur mit anderen deutschen Kolonisten, z. B. Pfälzern, sondern gerade auch mit Nationallithauern zusammen. Sollte dieser Umstand nicht ungünstige Folgen für die Behauptung der ursprünglichen geistigen Eigenart mit sich geführt haben? Doch fragen wir lieber, wie sich die Kolonisation vollzogen hat.

Am 10. Juni 1732 brachen die ersten Emigranten von Königsberg nach Gumbinnen auf, und die meisten von denen, die bis zum Oktober in der ostpreussischen Hauptstadt ankamen, wurden ihnen nachgeschickt. Einige wenige konnten und wollten sofort auf Gütern angesiedelt werden, 29 Bauernhöfe wurden noch in diesem Jahre neu aufgeführt. Für die ungeheure Mehrzahl aber mußte ein interimistisches Unterkommen den Winter über besorgt werden. Sie wurden als „Einlieger“ untergebracht, meist auf Bauernhöfen. Deren Inhaber erhielten zwei Thaler, oder 60 Gr. mehr, Entschädigung für die Familie. Es war darauf gerechnet, daß die Gäste ihren Wirten bei der Arbeit zur Hand gingen, auch bekam jedes Oberhaupt einer Emigrantenfamilie 10 Thaler 12 Groschen, um sich für den Winter den nötigen Unterhalt zu beschaffen. Bis diese Quartiere im September bezogen wurden, mußten die Emigranten sonst untergebracht werden, z. B. in Zelten. Nur wenige benutzten die Gelegenheit, sich durch Arbeit, wie durch Rodungen an der polnischen Grenze, solange es die Witterung erlaubte, den Unterhalt zu verdienen. Die meisten warteten der Dinge, die da kommen sollten. Es wird bei den zuletzt Abgeholteten nicht zur Hebung ihrer Stimmung beigetragen haben, daß man noch im Monat September war, als aus Gaudischkehmen und Grumfowlaiten 96 Schlitten angefahren kamen, um 58 Familien in die Winterquartiere zu bringen. Daß sie während des langen ostpreussischen Winters bei fremden Leuten still liegen mußten, war schon an und für sich ein Unglück. Die Gefahr lag nahe, daß die kräftigen

Männer, welche während der langen Wanderschaft die für sie naturgemäße Thätigkeit eingestellt hatten, sich ganz der Arbeit entwöhnten. Dazu kam die Unbekanntschaft mit den Sitten des Landes, die Verschiedenheit der Dialekte, die ungewohnte Kost, die oft reizlose landschaftliche Umgebung, die Verwöhnung durch die in den letzten Monaten ihnen dargebrachten Ovationen, die kühlere Art der Norddeutschen und vieles andere. Kein Wunder, daß in den meisten das Heimweh nach der herrlichen Gebirgsnatur, welches durch die wechselnden Bilder der Reise zurückgedrängt war, mächtig aufwachte. Die Gegenwart entsprach so gar nicht den Vorstellungen, die sie sich gemacht hatten. Nur wenige suchten und fanden in ihrem inneren Leben, in der endlich errungenen Glaubensfreiheit, in Bibel, Gesangbuch und Schaitberger volles Genüge. Die meisten wurden unzufrieden, gingen zu Verwandten und guten Freunden in der Nachbarschaft „heimgarten“, fanden diese in ebenso unglücklicher Stimmung und beschwerten sich durch gemeinsames Klagen mehr das Herz, als daß sie es sich erleichterten. Die heimische Bevölkerung war den Fremden anfangs mit aufrichtigem, aber wortkargem Wohlwollen begegnet, jetzt fühlte sie sich durch die präventöse undankbare Unzufriedenheit und die abweichenden Lebensgewohnheiten doppelt abgestoßen. Das Unbehagen wuchs, als die Salzburger das Verpflegungsgeld ausgegeben hatten, das von der Reise mitgebrachte Kapital angegriffen werden mußte. Viele hielten es nicht aus, den ganzen Winter lang hinter dem Ofen zu sitzen, sie wechselten den Wohnsitz und trugen die trübe Auffassung der gegenwärtigen Lage weiter. Die Beamten hatten einen schweren Stand; es hatte unsägliche Arbeit gekostet, die vielen Leute in zwiefachem Wechsel unterzubringen, und wie hoch türmten sich erst die Schwierigkeiten für die definitive Ansiedlung! Herold tritt jetzt mehr zurück; da es sich um rasche Ausführung der königlichen Absichten handelte, wurde die Leitung des Kolonisationswerkes einem

Manne anvertraut, dem ein unruhiges Drängen und Treiben nach vorwärts eigen war: dem Minister v. Görne. Er kam auch manchmal selbst von Berlin nach Ostpreußen. Das provinzielle Zentrum der Ansiedelung war in Gumbinnen, und dort erscheint als die wichtigste Persönlichkeit der Emigrationskommissar Hermann, den wir nächst Göbel als Hauptleiter der Emigrationszüge kennen gelernt haben. Der König rechnete darauf, daß dieser die Salzburger verstehe, sie ihm vertrauend ergeben seien. Beides war auch bis zu einem gewissen Grade der Fall gewesen; aber die Schwankungen in diesem Verhältnis waren doch so stark, die Salzburger zeigten sich bei jedem Tadel, jeder Mahnung, ja jedem Rat so empfindlich, daß Hermann zeitweise wegen Missethaten suspendiert wurde. Die Kolonisten hatten sich soviel über ihn nach oben hin beschwert, daß der König glaubte, er habe sich bei den freilich noch rohen Leuten „schlecht aufgeführt.“ Es war aber kein geeigneter Ersatz zu finden, und er hat sein Amt nach jener Unterbrechung bis zu seinem Tode 1771 weiter geführt. Neben ihm arbeiteten der Amtskommissar Schröder und der Amtmann Hanke. Diese Männer sollten von Zeit zu Zeit Personal- tabellen und andere Verzeichnisse einreichen, die Zehrungs- kosten für die Salzburger auslegen und über jede einzelne Ausgabe genau Buch führen, wobei die Rechnungen von den Emigrantenpredigern attestiert werden mußten. Ferner sollten sie über alle Kisten und Pakete der Salzburger genaue Verzeichnisse aufnehmen lassen, bei der Ansetzung der Bauernhöfe für Bearbeitung des Sommer- und Winterfeldes rechtzeitig sorgen. Außerdem sollten die Beamten darauf achten, daß die Salzburger, wenn sie kämen, schon alles auf den Höfen fertig eingerichtet fänden, sowie auf die Befolgung des gedruckten Wirtschaftsreglements und der Dorfordnung dringen. Ferner lag ihnen ob, wo die Ansiedelung geschehen, auf den Dorwerken und Dörfern fleißig Umschau zu halten, ob die

Etablierten auch nach den principiis regulativis von den Beamten genügend versorgt würden. Schließlich aber wurde ihnen als Pflicht eingeschärft, „etwaige“ Klagen der Salzburger keineswegs abzuweisen, sondern in Gelassenheit anzuhören, auch darüber jedesmal an die Deputation zu berichten; anderseits hatten sie sich über das Betragen der Salzburger fleißig zu informieren und über die Konduite der Emigranten regelmäßig und ausführlichst zu referieren. Dazu kamen anfangs noch die Examina, die mit den Einzelnen, respektive mit den Familienvätern der angekommenen Trupps, vorgenommen werden mußten. Noch heute existieren 42 dicke Folianten unter den Salzburger-Hospital-Archivakten zu Gumbinnen, welche aus zusammengebundenen Einzelprotokollen dieser Examinatorien bestehen. Es wurde dabei gefragt nach Namen, mitgekommenen Verwandten, früherem Beruf, Ernährungsplänen für die Zukunft, endlich was der Emigrant in Salzburg zurückgelassen habe? Welche Geduld nötig war, aus den in einem fremden Dialekt gegebenen, bald vorsichtig zurückhaltenden, besonders aber bei Unwesentlichem gern weitläufig verweilenden Antworten das zu entnehmen, worauf es ankam, läßt sich denken. Manche Protokolle füllen 30—50 Folioseiten. Vor allem aber die Klagen! Schröder petitionierte wiederholt um Entlastung: er habe den ganzen Tag nichts zu thun, als auf die stets wachsenden Klagen Bescheid zu geben, dazu kämen die vielen Expeditionen. Einer der Inspektoren jammert: „Und wenn ich auch 10 Hände hätte, mich auszuarbeiten und in Richtigkeit zu setzen! vielmehr gerate immer tiefer, setze dabei meine Gesundheit zu und habe doch nichts als Reprochen zu gewärtigen.“ Zu den Sorgen dieser Beamten gehörte auch dies, daß sie schlechte Wirte in Eitthauen von ihren Höfen setzen und mit salzburgischen vertauschen, dabei aber jene auf keinen Fall außer Landes gehen lassen sollten, „denn Meine Hauptintention bei diesem ganzen Werke ist,

daß Ich Preußen peuplieren will.“ Die schlechten Wirte sollten als Gärtner oder Hausleute in den Dörfern employret, oder auch bei dem Adel in irgendwie dienender Stellung untergebracht werden. Aber in eben diese Stellen sollten ja auch ledige Salzburger gesetzt werden, vor allem die mit den ersten Trupps gekommen waren! So wurden denn in alle Ämter und Städte Anfragen geschickt, wie viel Knechte, Mägde, Gärtner u. s. w. angesetzt werden könnten oder verlangt würden. Aus den Tabellen ergiebt sich, daß im ganzen die minimale Zahl 822 das Resultat aus sämtlichen Antworten war! Dazu stellte sich bald heraus, daß die Salzburger Diensthoten in Lohn und Essen besondere Ansprüche machten, niemand wollte sie gern nehmen. Auch Instleute und Tagelöhner sollten von den Beamten angesetzt und für den Sommer untergebracht werden; aber auch diese Bevölkerungs-klasse zeigte sich bald unzufrieden. An alle Beamte erging schon am 17. Juli 1732 eine eigene königliche Weisung: „Wir haben erfahren, daß die in die Ämter geschickten Salzburger ziemlich hart gehalten und ihnen insonderheit schlechtes Essen gereicht werde. Die Leute sind aber der königlichen Intention gemäß gütlich zu halten und zur Arbeit nicht mit Ungeßüm, sondern mit glimpflichen Worten anzumahnen!“ Auch in bezug auf das Essen habe man sich, da sie nicht an kostbare Speisen gewöhnt seien, „einigermaßen nach ihrem Genie zu bequemen.“ Es hat etwas Rührendes, wie der König auch auf diesen Punkt sein Augenwerk richtet; zugleich aber liegt hier auch wieder einer der Beweise vor, wie richtig er diese Leute zu behandeln verstand. Der Salzburger Chronist Johann Stainhauser erzählt in seiner Geschichte der von ihm erlebten Reformation des Erzbischofs Marx Sittich im Jahre 1616, welche Bekehrungsart die Kapuziner-Patres bei den evangelisch gesinnten Bauern-Diensthoten in dem Pfliegericht Werfen zur Anwendung brachten oder bringen ließen. Dabei wurde auf folgende

Vorhaltung besonderer Wert gelegt. Die Knechte sollten wohl bedenken, was sie zu thun willens seien; man werde ihnen (wenn sie emigrierten) die Nocken, Krapfen und Nudeln, deren sie gewohnt seien, auch mit nachtragen: denn ander Orten das Schmalz (d. i. die Butter) gar teuer und übel zu bekommen sei, sie auch an den Orten, dahin sie kommen würden, mit im Tag viermal zu fressen haben, wie in dem Gebirg der Brauch sei." Wie sollten es aber die preußischen Beamten anfangen, den Salzburgern alles das, was sie wünschten, zu beschaffen? Die meisten wurden in der kritischen Zeit immer widerspenstiger, waren weder zur Arbeit noch zur Übernahme kleinerer Güter zu bewegen, klagten unaufhörlich, daß sie nicht zusammen wohnen könnten und meinten, das ganze Land taue nichts, und die Leute noch weniger. Um gerecht zu sein, müssen wir uns erinnern, daß in der That viel jetzt noch hinterher als anbaufähig ausfindig gemachter Boden „von miserabler Güte“ war, wie man sich gelegentlich einmal äußerte. Die Salzburger waren auch nicht die einzigen, welche so urteilten. In der Chronik der Stadt Gumbinnen wird erzählt, unter Friedrich Wilhelm I. habe ein dortiger Schneidermeister, Namens Wollschinck, einem Beamten der Kriegs- und Domänenkammer umsonst einen Staatsrock angefertigt, damit ihn dieser bei der in Aussicht stehenden Landesverteilung vor Überweisung eines Grundstücks bewahren möge. Der alte Hausvoigt Johann Dewitz in Insterburg soll dem König, als dieser in guter Laune war und das Überhandnehmen der Wölfe in Litthauen beklagte, den Vorschlag gemacht haben, wenn Majestät jedem Wolf „eine Hufe kulmisch zumessen lasse“, dann liefen sie gewiß bald alle davon. — Es hat auch Salzburger gegeben, die davongelaufen sind und reumütig an den Thoren der alten Heimat angeklopft haben. Andreas Halbenhuber, Christian Empacher und dessen Tochter Gertrauth aus Goldegg z. B. kamen 1733 in das Erzstift zurück, mit einem Schrift-

stück, in welchem der Breslauer Fürstbischof Kardinal v. Sinzendorff ein gutes Wort für sie einlegt. Sie behaupteten, einst durch Aufwiegler unter dem Vorwand der reinen evangelischen Lehre verführt zu sein. In den preussischen Landen sei ihr Gewissen aufgewacht, sie hätten dort die Gelegenheit erwartet, wie sie sich aus der Gegend wegbegeben könnten und schließlich den Vorsatz ausgeführt, indem sie sich zunächst nach Schlesien wandten. Mit großem Vertrauen kam man, wie begreiflich, im Erzstift derartigen Ankömmlingen nicht entgegen. Wäre aber der Weg dahin weniger weit gewesen, und hätte er nicht zuerst die scharfe preussische Grenzkontrolle auf „Deserteure“, und dann das von den Emigranten sehr gefürchtete Polen zu passieren gehabt, so wären in der Zeit der Gährung wohl manche zurückgekehrt. Sobald es ihnen, wirklich oder vermeintlich, schlecht ging, war es eben bei solchen auch mit ihrem Vertrauen zu Ende. Durch die Tradition jahrhundertelangen Mißregiments war jeder Salzburger Gebirgsbewohner von vornherein geneigt, jeden Diener einer Obrigkeit mit Mißtrauen zu betrachten. In den Koloniebeamten sah die Mehrzahl damals ihre schlimmsten Feinde, und jene erfuhren bei ihrer unablässigen Arbeit eine Zeit lang so viel Renitenz, daß sie erbittert wurden. Der König beurteilte die Lage der Dinge durchaus richtig; er sagte sich, daß bei der Religiosität der Ezulanten viel gewonnen sein mußte, wenn sie sich durch einen nicht bloß allgemein gehaltenen Gehorsamseid in ihrem Gewissen gebunden erachteten. Bei denen, die bereits fest angesiedelt waren, die sich auf Bauerngütern oder Kossätenhöfen niedergelassen hatten, begnügte man sich mit dem gewöhnlichen Unterthaneneide. Die große Masse aber sollte „zu Gott dem Allmächtigen einen körperlichen Eid schwören, S. Königl. Majestät und dessen Hause jederzeit treu und gewärtig sein und aus den Königl. Landen sich nicht mutwilligerweise wegbegeben zu wollen. Wie sie denn auch

hiemit versprochen, der Königl. Ordnung und den Edikten nachzukommen, der vorgesezten Obrigkeit willig Gehorsam zu leisten, ruhig und friedlich sich aufzuführen, in Summa S. K. M. Schaden nach allen ihren Kräften abzuwenden, Nutzen und Bestes aber zu befördern. So wahr mir Gott helfe durch seinen Sohn Jesum Christum. Amen." Vorsichtiger Weise wurde beschlossen, die Eidesabnahme nach und nach durch eine Kommission vornehmen zu lassen, die außer den Emigrantenpredigern und Kommissaren auch aus den geachtetsten und zuverlässigsten Salzburgern bestand. Es ist höchst beachtenswert, daß die Notabeln, denen die Regierung, weil solche „besonders fromm und bescheiden befunden worden“, so großes Vertrauen schenkte, gerade die Leute waren, welche im Erzstift als Haupträdelsführer gegolten hatten: der große Volksprediger Rupert Stulebner, einst Schmidt zu Hütttau; Mathes Bacher, Schmidt zu Goldegg; Hans Hoyer aus Salfelden, Christian Kraft oder Gappe aus Appenau, der Berg- und Ackersmann Michael Schober aus Radstadt, endlich der bibelfeste Kürschner Andreas Lindner. Die dieser Kommission vorgeschriebene Verhaltensinstruktion vom 21. November 1732 ist eindringlich gehalten. Die Salzburger sollen zu Ruhe, Genügsamkeit und Fleiß ermahnt werden, „wobei ihnen zu Gemüte zu führen ist, daß, wenn Wir uns nicht ihrer erbarmet und sie aufgenommen hätten, sie ja nicht gewußt, wo sie hinkommen und eine bleibende Stätte finden würden. Und da ihnen nunmehr bei dem wahren Gottes-Dienst nach seinem geoffenbarten Wort Gelegenheit zu ihrem Unterhalt durch ihrer Hände Arbeit geschaffen und angewiesen würde, so wäre es von ihnen ein schändlicher Undank, und strafbare Bosheit, wenn sie sich nicht in die göttliche Ordnung bequemen wollten.“ Vor Gott und der ganzen Welt, sonderlich bei den Katholiken, würden sie ja sonst zu Schanden und zu Spott werden. Dabei sollte die Kommission warnen, daß gegen alle, die sich nicht mit Güte

bedeuten ließen, unnachbleiblich mit Schärfe verfahren werden sollte. Doch sei alles das nicht mit Hektigkeit, sondern langmütig vorzustellen. Nach einer genau vorgeschriebenen Reiseroute begann die Kommission ihr Werk in Gumbinnen. Schon hier stieß man auf Schwierigkeiten. Besser war es in Goldap; aber je weiter man kam, um so deutlicher stellte sich heraus, daß mit der großen Mehrzahl nichts auszurichten war. Manche erschienen garnicht, viele gaben unglaublich unverschämte Antworten; die alten Salzburger Volksführer schienen ihre Macht über die Gemüter zu Gunsten neu hervortretender Aufwiegler verloren zu haben. Gewiß war ein Hauptgrund der Weigerung, daß sie glaubten, wenn einmal erst geschworen sei, wären sie ausgeliefert, aller freien Bewegung beraubt, müßten arbeiten, dürften sich nicht mehr nach Herzenslust ausklagen, würden gar auch wie die Litthauer Bauern mit Postronken gezüchtigt werden. (Die Anwendung dieser Prügelstrafe mittelst eines dicken Strickes war zwar 1721 vom König verboten, kam aber doch noch manchmal vor.) Es müssen jedoch noch andere Motive religiöser Art mit im Spiele gewesen sein. Salzburgische Gerichtsprotokolle beweisen, daß es nicht bloße phrasenhafte Ausrede, sondern nur Übertreibung war, wenn einige jetzt erklärten, wenn sie hätten schwören wollen, hätten sie es ja in Salzburg thun können; deswegen gerade wären sie ausgewandert. Ganz ähnliche Worte bekamen oft die erzbischöflichen Beamten zu hören. Vielleicht liegen hier sporadische Reste wiedertäuferischer Einwirkungen vor. Genug, die Kommission richtete zunächst wenig aus, obwohl die Worte der Emigrantenprediger und besonders der königstreuen alten Führer sicher bei nachträglicher ruhiger Überlegung in manchen einen Umschwung vorbereiteten. Dieser trat allmählich ein, weil die Regierung auf Befehl des gewaltig den Salzburgern zürnenden, aber doch sie nicht aufgebenden Königs in geduldiger, strenger Konsequenz vorging. Sie begann, sich an

die Einzelnen zu wenden und fuhr ruhig mit dem Etablieren fort. Not und Hunger wirkten mit; gegen Rädelsführer, wie Seibold und Fellöhner, wurden Zwangsmittel, wie Karrenstrafen, angewandt; und der König zeigte dabei ein starkes persönliches Interesse, „was vor Effekt die geschehene Aretirung (Seibolds) auf die übrigen Salzburger gehabt hätte.“ Nach sechs Wochen konnte dieser Mann als gezähmt in Freiheit gesetzt werden. Viele wollten sich freilich noch längere Zeit auf bereitstehenden kleineren Gütern deshalb nicht ansiedeln, weil sie meinten, sie könnten dann später nichts Größeres anfangen, wenn ihr Vermögen von Salzburg ausgezahlt würde. Ein eigenes Patent des Königs benahm ihnen diesen Irrtum. Übrigens war es wirklich ein Mißstand, daß wegen Mangels an verfügbarem Land viele Güter allzusehr klein ausfielen. Vor zwölf Jahren hatte die Regierung für jeden Bauer zwei kölnische Hufen (= ca. $4\frac{1}{2}$ magdeburgische) festgesetzt, nebst reichlichem Gartenland, Wiese und Weide. In Wirklichkeit haben aber viele dieser älteren und ebenso der späteren Salzburger Kolonisten, indem jetzt manche ältere Besitze verkleinert wurden, nicht mehr als eine kölnische Hufe Ackerland erhalten. Ein bekannter neuerer Nationalökonom urteilt über die Ansiedelungen: „Die Zahl der anzusetzenden Kolonisten war häufig zu groß gegenüber dem disponiblen Lande, die den Einzelnen zufallenden Landportionen fielen häufig kleiner aus, als man ursprünglich geplant, und als es für das Gedeihen wünschenswert gewesen wäre.“

Nach und nach ging also die Besiedelung, sowie die Eidesleistung, vor sich, und die anfänglich herzlich schlechten Konduitenlisten wurden allmählich besser. Eine neue eigentümliche Schwierigkeit erwuchs aus einem kindischen Mißtrauen der Emigranten, indem diese sich weigerten, die Originaldokumente der Regierung auszuliefern, womit die Ansprüche auf die im Salzburgerischen zurückgelassenen Ver-

mögen zu erhärten waren. Sie hatten sich in den Kopf gesetzt, wie sie früher ihre Bauerngesandtschaften nach Regensburg abgeschickt hatten, so jetzt durch eine nach dem Süden zu entsendende Deputation ihre Forderungen geltend zu machen. Als das trotzige Widerstreben gar nicht aufhören wollte, erließ Friedrich Wilhelm I. am 15. August 1735 ein Schreiben, das Beheim-Schwarzbach, der es zuerst mitgeteilt hat, trefflich so charakterisiert: „Der Ton dieses königlichen Schriftstücks ist scharf gegen die Salzburger, väterlich zürnend; man hört wirklichen Kummer und Groll des beleidigten Vaterherzens aus den königlichen Worten heraus.“ Selten ist es einem Monarchen mitten im Frieden gelungen, eine gleich rasche und durchgreifende Wirkung des rechten Wortes zur rechten Zeit zu erreichen, wie sie bei diesem Appell an das Gewissen unruhiger Unterthanen sich ergab. Der Erlaß hat im wesentlichen folgenden Inhalt: Zunächst werden die Beamten angewiesen, Benachteiligungen der Salzburger gegenüber anderen Kolonisten, welche vorgekommen zu sein schienen, abzustellen. Dann aber wird der Befehl erteilt, von Amt zu Amt, auch durch die Emigrantenprediger, jenen folgendes ernstlich andeuten zu lassen. Von Seiner Majestät sei ihnen aller möglicher Vorschub zu teil geworden, „ob wir gleich dazu auf keinerlei Weise verbunden wären, sondern alles aus herzlichem Erbarmen gegen sie geschehen.“ Mit nicht geringem Mißfallen nehme der König aber wahr, daß viele durch trotzige, ungeziemende Aufführung den guten Namen, welchen die Salzburger bei ihrer Emigration an so vielen Orten erworben, schändlich beschmutzten und „Anlaß geben würden zu glauben, was ihre vorige Landesobrigkeit und alle Widriggesinnte von ihrer Widerspenstigkeit und Geneigtheit zum Ungehorsam öffentlich gemeldet.“ Es folgt die ernstliche Aufforderung, Gottes Zorn und ihrer Landesherrschaft Ungnade von sich abzulehnen, samt der Drohung, dergleichen ungehorsame Ge-

fellen am Leibe, auch nach Befinden als Rebellen wohl gar am Leben, zu strafen.

Wem fielen nicht hier eine gewisse Ähnlichkeit auf, welche nicht bloß zwischen diesem Schriftstück und manchen erzbischöflichen Erlassen, sondern überhaupt zwischen diesem Konflikt und den früheren unter dem Krummstabe sich zeigt? Man könnte der Ähnlichkeit nachgehen und auf manche Parallelen im einzelnen hinweisen. Aber die Verschiedenheiten sind unendlich größer. Vor allen Dingen fehlt jetzt der religiöse Gegensatz, denn die Scheu vor dem Eide kommt nur als psychologisches Nebenmotiv bei einer Minderzahl in Betracht. Aber auch davon abgesehen springt die unendlich größere Leistungsfähigkeit des modernen Staates gegenüber einem mittelalterlich-kirchenstaatlichen Wahlfürstentum in die Augen. Damals eine in sich schwache, inkonsequente Regierung, die schließlich mit erborgten ausländischen Machtmitteln Maßregeln von größter Härte trifft; hier kraftvolle Strenge, die im Grunde auf Wohlwollen beruht und Verständnis für die Bedürfnisse des Volkes zeigt. Die preußische Strenge kann es im wesentlichen bei Strafandrohungen bewenden lassen, weil sie nicht bloß verbietet und einengt, sondern unausgesetzt an positiven praktischen Reformen arbeitet. Mit dem Etablissement wurde unbeirrt fortgefahren, und die materielle Lage der Ansiedelsten erfuhr stetige Verbesserungen. Aber nicht bloß die materielle. Außer dem hohen Gut der Religionsfreiheit wurde den Salzburgern, dem in Preußen mächtigen Dezentralisationsprinzip gemäß, auch ein nicht geringes Maß von Selbstverwaltung zugestanden. Der König selbst ergriff gerade in den Monaten, als er jenes zürnende Schriftstück entsandte, die Initiative zu einem salzburgischen Societätsvertrag. Er hat dadurch bewiesen, wie groß, sogar in jener kritischen Zeit, sein Vertrauen zu dem gesunden Kern der Eyalantekolonie war, und er hat, wo er Vertrauen säte, Treue geerntet. Der Societätsvertrag kam dem Selbständig-

feitsdrang der Salzburger so sehr entgegen, daß man von einem republikanischen Anstrich desselben gesprochen hat. Er beruhte auf derselben Grundlage, auf der früher ein Abkommen mit den Schweizer Kolonisten getroffen war. Er bezog sich nur auf die ländliche Bevölkerung. Am 17. September 1736 wurde, nach längeren Verhandlungen mit den in jedem Amt von den Salzburgern selbst gewählten Ältesten und Schulzen, zu Gumbinnen folgendes vereinbart: sämtliche auf Äcker ange setzte Emigrierte stehen in Bezug auf den Steuerzins einer für alle und alle für einen, sie sind von Scharwerk befreit. Die Societät hat das Recht, liederliche Wirte aus ihrer Mitte abzusetzen und tüchtige an deren Stelle zu bringen. Ohne ihren Willen darf keine zu der Kolonie gehörende Hufe dieser verloren gehen, sie übernimmt auch die Wiederbesetzung vakant gewordener Höfe. Der abgegangene Güterbesatz soll noch einmal vom Staate komplettiert werden, dann aber sorgt die Kolonie für sich selbst und hat nur bei verheerenden Naturereignissen Anspruch auf Staatshilfe. 26 Schulzen und Älteste, von denen jeder eine Freihufe zugewiesen erhält, haben die Inspektion über ihre ackerbesitzenden Landsleute, zunächst 763 Landwirte, ca. 4000 Seelen, auf 241 Ortschaften verteilt. Erst im Jahre 1808 ist die Sonderstellung dieser Kolonie, wie der übrigen, aufgehoben worden.

Nach und nach wurden die Originaldokumente, welche die Altivschulden in der verlassenen Heimat erweisen sollten, von den Emigrierten ausgehändigt. Das überaus mühevoll e Geschäft, sie einzufordern und den Verkaufspreis der verlassenen Güter nach Preußen zu besorgen, fiel vorzugsweise dem Freiherrn v. Plotho zu, dessen Vater bereits in den Anfangsstadien der Salzburger Bewegung thätig gewesen war. Der jüngere Plotho war in Reichssachen wohl bewandert, für die er sich auf Veranlassung Friedrich Wilhelms I. besonders ausgebildet hatte. Es ist derselbe,

dem später Goethe in seiner Beschreibung der Frankfurter Kaiserkrönung ein dauerndes Denkmal gesetzt hat, derselbe auch, der 1757 zu Regensburg die Ankündigung des Banni Imperii über Friedrich den Großen so kräftig zurückwies, daß der durch unbewußten Humor köstliche Bericht des Reichsnotarii Dr. Aprill wohl noch hinter der Wirklichkeit zurückbleibt. Er schlug übrigens in Salzburg ein gelinderes Verfahren ein und kam mit den erzbischöflichen Beamten gut aus. Aber er hat trotz unsäglicher Mühe doch nicht viel mehr als 300000 Thaler herausgebracht: viele Forderungen der Emigrierten waren ungenügend bezeugt, manche Gläubiger waren selbst kaum solvent, im Erzstift herrschte Geldmangel, von den zurückgelassenen Mobilien u. s. w. war viel verdorben, die Ausgewanderten hatten ihre Güter zu hoch taxiert, oder die gerichtliche Tage entsprach doch lange nicht dem damaligen Werte u. s. w. Unter Friedrich dem Großen ist übrigens später noch eine Nachzahlung aus Salzburg erfolgt. Das gesamte mitgebrachte Vermögen der Emigranten wird im Minimum auf etwas über zwei Millionen Thaler veranschlagt. Von den für sie gesammelten Kollekten haben sie nicht alles bekommen: in Regensburg wurde ein fonds kapitalisiert, die in Dresden gesammelte Kollekte ist auf höheren Befehl für den Bau der dortigen katholischen Frauenkirche verwendet worden. Was die Verteilung der Salzburger betrifft, so machte die städtische Bevölkerung etwa ein Fünftel der Gesamtheit aus. Die Handwerker, durch große Privilegien gestützt, gewannen allmählich mehr und mehr Boden.

Die Konduitenlisten werden immer günstiger, bis im Jahre 1744 den Salzburgern ein geradezu glänzendes Zeugnis ausgestellt wird. In der späteren Zeit (1809) hat der Oberpräsident v. Schön, nicht in jeder Beziehung ein Freund der Salzburger Institute, geurteilt, daß die Provinz Litthauen ihre Geistes- und Gewerbekultur größtenteils den eingewanderten Salzburgern verdanke. Er erklärte, daß die Dankbar-

keit gebiete, zur Erinnerung an die große That der Salzburger, der Religion ihrer Väter wegen ohne Rücksicht auf zeitliches Glück alles preiszugeben, ein Denkmal zu stiften. Unscheinbar genug war das Denkmal, obwohl es viel Mühe gekostet hat, bis es dem Freiherrn v. Stein gelungen ist, seine Errichtung möglich zu machen: Es besteht aus dem Stab eines der Heerführer der Emigranten, Toblers, noch heute an der hinteren Siebelwand der Gumbinner Hospitalkirche links vom Altare zu sehen; über ihm ist eine entsprechende Gedächtnistafel angebracht. Die Denkmünzen, welche im Emigrationsjahre geprägt waren, wurden bei dem Säkulargedächtnis vermehrt. Zum Jacobitag (25. Juli) 1832 — 100 Jahre nach der Ankunft des ersten Salzburger Trupps in Gumbinnen, 101 Jahre nach der folgenreichen Entscheidung der Gebirgsbauern für den evangelischen Glauben — wurde eine Gedenkmünze geprägt: auf ihr ist die Borussia dargestellt, wie sie einem vor ihr knieenden Salzburger eine Aufnahmeurkunde überreicht. Dazu die Umschrift: „Mir neue Söhne. Euch ein neues Vaterland.“ Auf der Rückseite steht die Inschrift: „Zur einhundertjährigen Gedächtnisfeier der Aufnahme in Schutz und Glaubensfreiheit unter Preussischem Scepter Salzburgs vertriebene Söhne. Am 25. Juli 1832.“

Sechs Jahre später, am 7. Juli 1838, wurden auf der Feldmark Erdmannsdorf im Riesengebirge den aus Tirol ausgewiesenen Zillerthaler Protestanten ihre Grundstücke angewiesen. Es ist auffallend, wie viel von dem, was sich hundert Jahre früher abgespielt hatte, sich damals in kleinerem Maßstabe wiederholte.

Die Bedeutung der großen früheren Kolonisationen aber lag darin, daß, entgegen dem gleichsam willenlos sich vollziehenden Bevölkerungsabfluß von Osten nach Westen, hier umgekehrt durch die konsequente Energie eines national-deutsch gesinnten Herrscherhauses kulturell höher stehende

Elemente aus dem Westen mit bewusster Germanisierungstendenz in die Ostmarken verpflanzt sind. Auch die Salzburger Emigranten, obgleich sie meist nicht den gebildeten Ständen angehörten, haben eine ältere, höhere Kultur gen Osten getragen. Nicht etwa bloß dadurch, daß sie eine bessere Maschine zur Getreidereinigung mitbrachten, als die bisher in Preußen bekannten und dergl. Nein, die edleren Elemente unter ihnen übten auf die Gesamtheit einen solchen Einfluß aus, daß man wohl sagen kann, sie haben überhaupt eine höhere Lebensanschauung, als sie bei Litthauern, Polen, Szamaiten u. s. w. heimisch war, zur Herrschaft gebracht. Verdankten sie nun aber diese nicht im Grunde der jahrhundertelangen Kulturarbeit des Staates, aus dem sie kamen? Es hat bei den Emigrierten nicht an Bewußtsein davon gefehlt. Man darf die vielfach überlieferten Äußerungen freundlichen Gedankens an den lieben Erzbischof und die guten Beamten, die sie doch aus dem Lande gejagt hatten, nicht etwa, wie vielfach geschieht, als schwächliche, resignierte Charakterlosigkeit auffassen. Es kommt darin vielmehr das auf der Wanderschaft und in den neuen Verhältnissen erwachte oder doch verstärkte Bewußtsein zum Ausdruck, in den verlassenen Verhältnissen doch nicht lauter Böses, sondern auch manches, in ruhigen Zeiten vielleicht sogar recht viel, Gutes empfangen zu haben. Wir wollen hier nicht den Versuch machen, an der eigentümlichen Art des bei den Nachkommen der Emigranten vielfach herrschend gebliebenen Idealismus Züge aufzuweisen, die gerade auf einen Kirchenstaat als letzten Ursprung hindeuten. Nur nebenbei sei ferner erwähnt, daß selbst die mitgebrachte Religiosität der Emigranten nicht bloß in lauter Opposition zu der in der alten Heimat herrschenden Gottesverehrung sich gebildet hatte. Manches ökumenisch Christliche verdankten sie der Salzburger Kirche, so sehr sie sich auch durch Sonderlehren von ihr geschieden wußten. Die Briefe, welche

an Beamte in der Heimat gerichtet sind, dürfen freilich nicht dazu benutzt werden, alles, was die Emigranten von Verfolgungen erzählt haben, deshalb für erdichtet zu erklären, weil sie ja selbst an ihre angeblichen Peiniger ganz freundlich schrieben. Vor allem ruht diese Beweisführung auf einer frühen Verschmelzung zweier bald hintereinander zu Werfen regierender Pfleger, von denen der erste hart, der spätere so milde war, daß er bei seinen Vorgesetzten mehrfach dringend um Erleichterungen einkam: Franz Roman v. Moll, 1716—1730 Pfleger in Werfen, und Franz Dietrich v. Mozel, 1730—1737 in derselben Stellung. Ferner ist doch aus jenen Briefen bei aller Gutmütigkeit etwas von der Genugthuung zu entnehmen, mit dem Betreffenden, dem man alles Gute auf seinen Weg wünscht, nichts mehr amtlich zu thun zu haben, sowie ein gewisses, wenn man will kindisches, Behagen, ihn wissen zu lassen, es gehe jetzt doch auch ohne ihn ganz gut. Der interessanteste dieser Briefe lautet: *Ihro Hoch-freiherrlichen Gnaden, Hochfürstl. Salzburgerische Pfleg und Probstei, Franz Freiherr v. Mozel.*

Darfehlen vom 15. Mai 1733.

Ew. Hochfreiherrliche Gnaden thun wir, unter Ihrer Verpfleg und Probstei gestandenen Unterthanen, nunmehr aber *Ihro Königl. Majestät von Preußen Unterthanen*, schön grüßen und wollen doch berichten, wie es mit unserer Reise ist abgegangen. Sobald wir ausgezogen aus dem Salzburgerischen durch Gottes Hülfe, so sind wir allezeit glücklich fortkommen und von unserm Landesvater, dem Könige in Preußen, als Kinder aufgenommen worden, und haben viel mehr Gutes empfangen als uns vergönnet ist worden, und sie uns vorgefagt (d. i. versprochen) haben. Und sind, Gott Lob, in ein gutes Land kommen, wo gut Brot und alle Lebensmittel wohlfeil sind. Und haben schon unser zwölfte in einer Stadt sich eingekauft; geht und gefällt uns gut. Und viele haben sich Güter gekauft auf dem Lande, und

haben ihre gute Nahrung und hoffen, es wird keinen gereuen. Und wenn Er noch samt den Seinigen sich gesund befinden, soll es uns lieb sein. Befehlen Sie in Gottes Schutz. David Weitmoser. Bartleme Dieler. Jacob Gräfenberger. Hans Haygen. Ruprecht Frommer. Joseph Brandstetter. Cyriacus Eillersperger. Peter Lindner.

Diese Namen sind aus der Geschichte der Werfener Emigration meist wohl bekannt. Teilweise gehörten die hier unterschriebenen den Siebenundsechzig an, die am 15. Juli 1731 der erzbischöflichen Kommission ein evangelisches Glaubensbekenntnis überreichten.

